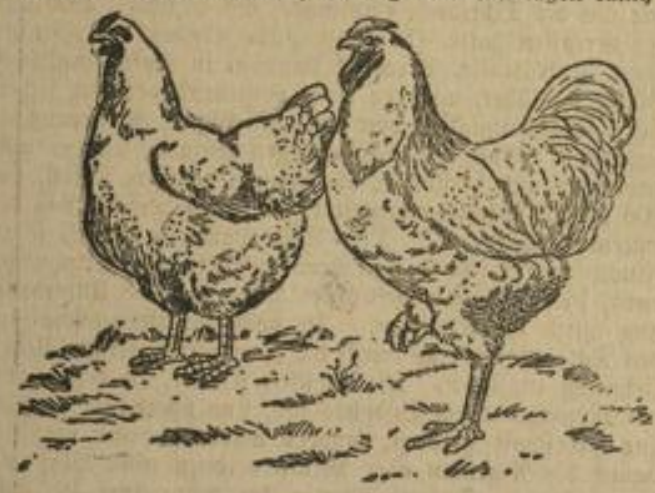
LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

strahlt eine Krone aus den größten und wertvollsten Juwelen, die der große Reformator des Lamaismus, Tsong-Kapa, ihr im 15. Jahrhundert aufgesetzt hat. Zahlreiche Halsbänder aus den edelsten Steinen hängen in funkelnden Reihen bis tief über die Brust herab. Rings um das Götterbild stehen in Mengen goldene Gefäße, Kessel, Vasen, Lampen, Dromneten, die zum Gottesdienst gebraucht werden. Außer diesem wichtigsten Bilde sind etwa noch ein Dutzend nicht so berühmte, aber ebenfalls aus den kostbarsten Metallen gefertigte und mit den herrlichsten Steinen geschmückte Bildwerke und Altäre in der Kathedrale. Unermeßlich reich an Schätzen sind auch die Klöster von Sera und Debung, die der Raublust der Chinesen zum Opfer gefallen sein sollen. Diese Stätten des höchsten Glanzes und besonderer Heiligkeit sind übrigens nicht schutzlos, sondern werden von einer Truppe von Mönchen bewacht, die die „goldene Armee" heißen. Wie sie den Dalai-Lama schützten und ihm folgten, so werden sie auch ihre Kirchen und Klöster nicht ohne blutigen Kampf fremden Eindringlingen überlassen haben.

Gemeinnütziges.

Die weißen Wyandottes

haben einen Siegeslauf sondergleichen angetreten und sind drauf und dran, die verbreitetste unter den auswärtigen Rassen unserer Geflügelhöfe zu werden, wenn sie es nicht schon in manchen Gegenden sind. Sicher haben sie den übrigen elf Farbschlägen der Wyandotteshühner, auch den prächtigen Gold- und Silberwyandottes den Rang abgelaufen. Die Wyandottes stammen aus Nordamerika und haben ihren Namen von einem ausgestorbenen Indianerstamm. Sie sind breit und tief gebaut, dabei aber wohlproportioniert, so daß man fast sagen kann, sie



verbinden Schwere und Eleganz. Sie sind gelbfüßig, mittelhoch gestellt und haben Rosenkämme, ertragen dementsprechend die Winterkälte gut, und jedenfalls bedeutend besser als die von vielen noch immer hochgelobten Italiener. Als Fleischhühner stehen sie keiner anderen Rasse nach, erreichen 6—8 Pfund Gewicht, sind dabei eifrige Futtersucher und lassen sich auch in engeren Verhältnissen gut halten. Ihr großer Ruhm aber ist ihre Eigenschaft als Winterleger, die zwar nicht in allen Wintern gleichmäßig zutage tritt und merkwürdigerweise, nach den uns vorliegenden glaubhaften Berichten von Geflügelzüchtern, manchmal in strenger Kälte mehr zur Geltung kommt, als bei mildem Wetter. Alles in allem kann man sagen, daß der Geschmack der deutschen Geflügelzüchter gut war, als sie diese schöne Rasse, die mit ihrem leuchtendweißen Gefieder auch eine Zierde des Geflügelhofes bildet, zu so rascher Einführung brachten.

Kleine Mitteilungen.

Bleichen besserer Wäsche ohne Sonne. Vergilbte Wäsche wird wieder weiß, wenn man sie in sauer gewordene Buttermilch einweicht und darin liegen läßt. Darauf wäscht man die Wäsche in lauwarmem Wasser mit Seife und spült sie mit klarem Wasser nach. Grobe Wäsche läßt man länger in der Buttermilch liegen als feine; bei letzterer darf die Buttermilch nicht allzu sauer sein. Wird die Wäsche beim ersten Male nicht weiß, so wiederholt man das Verfahren.

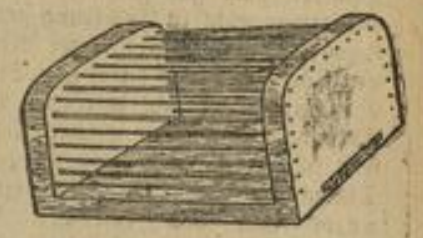
Die Vertreibung der Schwabenkäfer. Die Schwabenkäfer, die in einzelnen Gegenden auch Russen und Franzosen heißen, lieben die Feuchtigkeit. Man vermeidet daher in den Räumen, wo sie auftreten, zunächst für einige Zeit das nasse Aufwischen, so schwer das mancher sauberen Hausfrau fallen mag. Löcher und Ritzen streicht man mit einem Kitte zu, der aus frisch gebranntem Gips und Alaunlösung bereitet wird. Vertilgen kann man dieses lästige Ungeziefer auch durch folgende Mittel: 1. Phosphorlatwerge verdünnt man mit dem gleichen Gewichtsteile Sirup und stellt sie entweder in einem Teller auf oder bestreicht mit ihr die Stellen, wo sich die Schwaben aufhalten. 2. Man bestreicht Brettchen mit Vogelleim und legt dieselben dahin, wo die Schwaben aus ihrem Versteck kommen. 3. Dickgekochte Erbsen, geriebene Möhren vermischt man mit Ofenschwärze oder Eisenfeilspänen. 4. Ein für Haustiere ungefährliches Mittel gegen Schwaben ist eine Mischung von Roggen- oder Weizenmehl mit Alabastergips. Derselbe wird von den Käfern gern gefressen, wirkt aber tödlich, weil der durch die Körperfeuchtigkeit erhärtende Gips nicht mehr aus den Verdauungsorganen austreten kann.

Flecke auf polierten Möbeln, welche durch das Aufstellen heißer Gegenstände entstanden sind, entfernt man, indem man die Flecke mit naßgemachter Zigarrenasche bedeckt und diese längere Zeit auf der betreffenden Stelle liegen läßt. Dann reibt man mit einem Korkpropfen, dessen Fläche angekohlt ist, auf der Stelle so lange hin und her, bis die Flecke verschwunden sind; man reibt mit Petroleum nach. ...

□□□

Der Weiselkäfig

ist ein für den Bienenzüchter unentbehrliches und daher allgemein bekanntes Hilfsmittel, das allerdings fast ebenso viele Namen wie verschiedene Formen hat, je nach der Gegend. Man nennt es auch Weiselkloben, Mutterkloben, Weiselhäuschen, Mutterzwinger usw. Wir bilden die jetzt wohl verbreitetste Form ab, doch gibt es immer noch Imker, die einen selbst aus einem Stück Holz gefertigten, ziemlich vorsintflutlich dreinschauenden „Kloben" vorziehen, und nicht selten trifft man auch noch die Verwendung



eines aus Draht geflochtenen Pfeifendeckels, in den man die Mutter sperrt und den man bis zur Mittelwand in die Wabe drückt. Der Weiselkäfig hat den Zweck, die Mutter einzusperren, teils um sie zu versenden, teils um einen neuen Brutansatz in Honigstöcken zu verhindern, auch soll sie darin vor den Angriffen der Bienen gesichert sein, oder man bedient sich der Absperrung, um einen Schwarm leichter einfangen zu können oder um einen Ableger anzufertigen. Der hier abgebildete Weiselkäfig besteht aus Holz und Draht. Die Stäbe müssen so eng stehen, daß keine Biene den Kopf dazwischen stecken kann. Am Boden befindet sich eine durch einen Schieber verschließbare Öffnung, durch welche man die Königin ein- und auslassen kann.

Rätsel-Ecke.

Logogriph.

Es ist eine Rotte, vor der mir graut,
Laß, Freund, dich nimmer mit ihr ein.
Doch ändert man den betonten Laut,
Mags fröhlich und nicht höhnisch sein.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:
Glieder Lieder.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmann'schen Buchdruckerei in Wildbad.
Verantw. Redakteur: Reinhardt, daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 17. Wildbad, Mittwoch, den 2. März 1910.

Barend Fokkes.

Die Geschichte des fliegenden Holländers
71 von Ewald Gerhard Seeliger.

(Fortsetzung.)

Jetzt setzte sich Barend Fokkes bei dem Rumfaß nieder und ließ sich einen Becher reichen. Er zapfte wortlos und trank. Der Tropfen war gut und rann ihm wie belebendes Feuer durchs Gebein. Auch das Wasser war ohne Tadel und frisch wie aus der Quelle.

„Bring mal ein leeres Faß her!" befahl Barend Fokkes.

„Kein Faß an Bord!" erwiderte der Koch.

„Dann bring' mal alles heran, was du an Töpfen und Pützen in deiner Kombüse hast!"

Siebenundfünfzig größere und kleinere Gefäße schleppte der Koch herbei, und Barend Fokkes füllte sie alle mit frischem, klarem Wasser aus dem Faß, dessen Hahn ununterbrochen wie ein Brunnen lief.

„Der Proviant ist in Ordnung!" sagte Barend Fokkes, nahm noch einen Schluck Rum und ging wieder an Deck.

„Gottsverdoria!" knurrte er den Steuermann an. „Du hast recht, hier mit dem Schiff ist das nicht geheuer. Die Proviantfässer werden nicht leer."

„Da ist Verstand drin!" sagte der Steuermann und ging den Rum probieren.

Die Mannschaft wollte auch nicht trocken sitzen und bekam dreifache Ration. Damit ließ es sich schon leben.

Das Kap der guten Hoffnung blieb außer Sicht. Bald darauf kamen sie in einen schweren Sturm. Der brach so plötzlich herein, daß sie nicht mehr Zeit hatten, die Segel zu bergen.

„Laßt sie man oben!" schrie Barend Fokkes und zog sich das Oelzeug an. „Was bricht, mag über Bord fliegen."

Aber es brach nichts. Wie der Sturm auch sauste und in der Riggen zerrte, kein Tau riß und kein Segel flatterte davon.

„Dreiunddreißig Knoten!" schrie der Steuermann, der das Log ausgeworfen hatte.

„Hurra!" schrie die ganze Mannschaft und setzte sich um den Grogkessel.

„Gottsverdoria!" fluchte Barend Fokkes und drückte sich den Südwester tief über die Ohren. „In vierzehn Tagen sind wir in Batavia."

Der Sturm hielt an, und am zwölften Tage hatten sie Java in Sicht. Aber das Schiff drehte plötzlich nach Westen ab, auf Afrika zu.

„Das Schiff ist verhext!" sagte der Steuermann.

„Ja!" erwiderte Barend Fokkes. „Das muß wohl sein. Es scheut wie ein Gaul."

„Das Schiff hat seinen eigenen Kopf!" sagte der Steuermann und legte notgedrungen das Ruder herum. Java verschwand wieder.

„Wir sollen es mal bei Nacht versuchen!" schlug er vor.

Barend Fokkes war damit einverstanden. Sie kamen auch diesmal näher heran. Sobald aber das erste Feuer aufglimmte, sofort machte das Schiff kehrt und drehte das Bugspriet wieder auf die offene See zu.

„Kreuzpestmillion und Bombenschiet!" fluchte Barend Fokkes und trampelte wütend auf dem Deck herum. „Laß das Aas laufen, wie es will."

„Dann kommen wir überhaupt nicht an Land!"

„Brauchen wir auch gar nicht!" schrie Barend Fokkes, der aus der Not eine Tugend machte. „Segeln wollen wir! Dreiunddreißig Knoten die Stunde. Rund um die ganze Welt. Einen Spaß wollen wir wenigstens von dem Satansschiff haben."

„Hurra!" schrie die Mannschaft, die schon wieder um den Grogkessel saß.

Und Barend Fokkes segelte rund um die Welt. Bei jedem Wetter blieben die Segel hängen. Die Mannschaft hatte nichts zu tun, denn kein Sturm und keine See konnte dem Schiffe etwas antun. Und wenn der Sturm und die Wogen noch so sehr brüllten und wüteten, Barend Fokkes und seine feste, treue Mannschaft lachten nur dazu und hoben ihre Groggläser. Bald waren sie unter dem Aequator, bald beim Packeis der Pole, bald segelten sie im Nordostpassat, bald im Südostpassat, bald flogen sie im Monsun, bald im Taifun der chinesischen Meere. Aber niemals lagen sie still. Kamen sie in die Kalmen des Aequators mit seinen mallenden Winden, sofort drehte Barend Fokkes heraus und machte, daß er bald bessere Breiten erreichte. Nur das Land sahen sie nicht. Sobald nur auf irgendeiner Seite etwas über den Horizont kam, und war's auch nur ein wüster unbewohnter Felsen, sofort machte das verhexte Schiff von selbst rechtsum kehrt. Und hatte Barend Fokkes in seinem ganzen Schifferleben niemals Havarie gemacht, jetzt mit diesem Satansschiff war es ihm schlechterdings unmöglich, auf irgendeinen Felsen aufzulaufen.

Zehn Jahre segelten sie so immer rund um die ganze Welt. Wo die Wogen am höchsten und der Sturm am wütendsten war, da war auch das Vergnügen am größten. Und die Stelle hatten sie geschwind herausgefunden. Bei Kap Hoorn trieben sie sich am häufigsten herum. Da waren die Wellen am längsten und am wildesten und rasten das ganze Jahr hindurch. In solchem Wetter zu segeln und ruhig um den Grogkessel sitzen zu dürfen, das war für Barend Fokkes und seine Mannschaft ein Hauptvergnügen.

Von hier aus machten sie zuweilen Abstecher in die drei großen Ozeane hinein. Bis nach Grönland und Sibirien segelten sie und besahen sich die Eisberge aus der Nähe. Denn vor diesen weißen Ungetümen scheute das Schiff nicht. Als sie zum dritten Mal bei der Behring-

straße waren, die aber damals noch gar keinen Namen hatte, weil sie noch nicht entdeckt war, hielt Barend Fokkes plötzlich nach Westen zu.

„Jetzt wollen wir man die nordöstliche Durchfahrt entdecken!"

Und das Schiff gehorchte dem Steuer, obwohl das Land an Backbordseite ziemlich nahe war. Denn nach Steuerbord konnte es nicht abbiegen, weil da wie eine Mauer das Packeis stand. Dafür aber beschleunigte es seinen Lauf so sehr, daß es in knapp vier Wochen wieder bei Norwegen in den atlantischen Ozean einbog.

Noch zehn Jahre vergingen. Der Steuermann führte gewissenhaft das Journal und trug alles ein, was vorfiel. Denn auch das Buch wurde nie voll, hinter dem letzten Blatt wuchsen immer neue Blätter heraus. Als sie zum vierundzwanzigsten Male wieder bei Kap Hoorn waren, lashte Barend Fokkes das Ruder fest, steckte die Hände in die Taschen und sagte: „Ich hab's jetzt satt. Die Erde ist mir zu klein."

Doch der Steuermann lashte das Ruder wieder los und ließ das Schiff in den indischen Ozean laufen.

Auf all den Reisen sichteten sie oftmals fremde Schiffe, und mit den Jahren wurden es immer mehr. Nur konnten sie niemals nahe genug herankommen, denn das verhexte Schiff wich ihnen immer aus. Nur bei Nacht und im Sturm kamen sie zuweilen in Rufweite. Doch nur für einen Augenblick, denn bei einer Schnelligkeit von dreiunddreißig Knoten konnte man kein Gespräch von Bord zu Bord beginnen.

Der Steuermann hielt wieder auf Batavia zu. Ehe aber Java in Sicht kam, hörten sie in der Nacht scharfes Schießen und sichteten bald darauf eine holländische Bark, die zwischen zwei Seeräuberschiffen saß. Auf den drei Verdecken der nebeneinanderliegenden Schiffe tobte ein harter Kampf.

„Segel festmachen!" kommandierte Barend Fokkes, und die Mannschaft vollzog in wenigen Minuten den Befehl. Nur das Vorstengenitagsegel blieb hängen, um das Schiff gegen den Wind halten zu können. Dann ließ Barend Fokkes die einundzwanzig Kanonen auf Steuerbordseite laden, richten und abfeuern. Die beiden Seeräuberschiffe wurden zerfetzt und sanken, aber auch die holländische Bark hatte so viel Eisen geschluckt, daß sie sich auf die Seite legte und versank. Nur einer wurde aufgefischt, ein alter, grauer Kapitän mit einer Pistolenkugel im Bein und einem Säbelhieb über dem blanken Schädel.

Er lebte noch. Barend Fokkes leuchtete ihm ins Gesicht und erkannte Klerk de Bosch. Man verband ihm die Wunden und flößte ihm einen tüchtigen Schluck heißen Grog ein. Da kam er sofort zu sich.

„Kennst du mich nicht?" fragte Barend Fokkes seinen früheren Steuermann.

„Ja!" sagte der und fuhr sich über die Augen. „Wenn du vierzig Jahre älter wärst, dann wärst du Barend Fokkes. Der hatte auch so eine Schramme übers Gesicht."

„Gottsverdoria!" fluchte Barend Fokkes. „Warum soll ich denn nicht Barend Fokkes sein?"

„Nein!" sagte Klerk de Bosch und schüttelte den Kopf. „Barend Fokkes ist vor zwanzig Jahren verschollen. Wenn er noch lebte, müßte er hart an die Siebzig sein. Und du bist noch nicht dreißig."

„Ich?" rief Barend Fokkes und tastete verblüfft an sich hinunter. „Ich seh doch nicht aus wie dreißig? Ich bin wahrhaftig schon hart an die Siebzig."

„So siehst du aber nicht aus," warf Klerk de Bosch ein. „Du bist noch ein ganz junger Kerl."

„Kreuzzestmillion und Bombenschiet!" fluchte da Barend Fokkes los. „Ich hab' dir mal die Bibel über Bord geschmissen. Ich hab' dir an der „Surinam" die Wanten halb durchgeschnitten, daß dir in der Sundastraße die Riggen über Bord gegangen sind. Glaubst du's nun, alter Döshaddel?"

„Jetzt glaub' ich's!" gab Klerk de Bosch klein bei. „Aber wie kommt's, daß man dir das Alter nicht ansieht?"

„Gottsverdoria!" knurrte Barend Fokkes. „Das weiß ich selber nicht."

„Das kommt von dem Proviant!" sagte der Steuermann.

„So?" antwortete Klerk de Bosch, der sich inzwischen an dem heißen Grog noch mehrmals gestärkt hatte. „Schafft ihn man her, ich hab' Hunger."

Klerk de Bosch blieb an Bord und seilte mit. Zehn Jahre, zwölf Jahre, dreizehn Jahre aß und trank er von dem verhexten Proviant, wurde mit jedem Tage rüstiger, ging mit Wache, peilte und logte, aber er konnte sich nicht so recht eingewöhnen. Er war ein viel zu frommes Gemüt, um nicht heimlich vor diesem Satansschiff, das dreiunddreißig Knoten machte, auf dem es nie eine Reparatur gab, und das niemals in einen Hafen hineinzubringen war, Angst und Grauen zu empfinden. Während Barend Fokkes und seine Mannschaft nichts anderes wollten, als seilen und Grog trinken, auch hin und wieder ein paar Seeräuber über den Haufen schießen, dachte Klerk de Bosch mit Sehnsucht an Amsterdam zurück und an seine liebe Frau.

Im vierzehnten Jahre lagen sie gerade vor einer sanften Brise und ließen sich gegen den englischen Kanal treiben. Klerk de Bosch hatte die Wache. Und jetzt brachte er den Plan zur Ausführung, den er schon lange reiflich erwogen hatte. Er ließ das Boot leise zu Wasser, nahm Proviant mit und stieß ab. In diesem Augenblicke kam das erste Feuer auf den Scillyinseln in Sicht, und das verhexte Schiff drehte sich von selbst herum und luvte gegen den Wind an.

Klerk de Bosch rempte sich kräftig auf das englische Feuer zu, wurde am Morgen von einer holländischen Bark ins Schlepptau genommen und kam am dritten Tage nach Amsterdam. Die ganze Zeit hatte er von seinem eigenen Proviant gegessen. Er lief sofort nach seinem Hause, wo seine Frau dreizehn Jahre auf ihn gewartet hatte. Schlohweiß war sie darüber geworden. Das war eine Freude, wie sich die beiden alten Leute in die Arme fielen!

Klerk de Bosch wollte all das Wunderbare erzählen, was ihm unterwegs begegnet war, aber seine Frau litt es nicht. Erst sollte er essen. Sie schenkte ihm selbst den Wein ein und legte ihm frisches Fleisch auf den Teller.

Als aber Klerk de Bosch den ersten Bissen im Halse hatte, erstickte er daran, fiel vom Stuhle und war auf der Stelle tot.

Barend Fokkes kam um Mitternacht aufs Achterdeck, um Klerk de Bosch abzulösen, fand ihn aber nicht. Am Morgen entdeckten sie das Fehlen des Bootes und wußten nun, wie Klerk de Bosch an Land gekommen war.

„Gottsverdoria!" schrie Barend Fokkes und schlug sich vor die Stirn. „Daß wir nicht eher darauf gekommen sind."

„Nun ist es zu spät!" meinte der Steuermann, der plötzlich auch die Sehnsucht nach dem Lande spürte. „Es war unser einziges Boot."

„Schiet!" knurrte der Kapitän. „Jetzt müssen wir wieder weiter seilen. Laß man gut Ausschau halten, vielleicht fischen wir irgendwo ein anderes Boot auf. Kurs nach Kap Hoorn."

Dort nämlich bekamen sie stets die meisten Schiffe in Sicht, weil die Passage sehr eng war und die Stürme, die dort immer die See zerwühlten, das Schiff besser auf dem Kurse hielten.

Hier kreuzten sie Jahr um Jahr hin und her, und konnten doch kein Boot erwischen. Viel Schiffe trafen sie, die nach der Westküste wollten und zurückkehrten. Die meisten kam mit gerefften Segeln daher, das Deck blankgewaschen und die Verschanzung zerschlagen. Manche waren schon zu mastlosen Wracks von den wilden Wogen zusammengeschmettert worden, lenzten ohne Segel und mit gekappten Masten, ein Spielball der entfesselten Elemente.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanischer Eisenbahn-Schneepflug. Links Seitenansicht, rechts Vorderansicht, das Mittelbild zeigt eine von dem Pflug aus dem Schnee herausgearbeitete Bahnstrecke, aus welcher der Pflug herausgefahren ist, um die Wirkung zu zeigen.

Diamanten in Meteorsteinen.

In der jetzigen Zeit, da durch das Erscheinen des Halleyschen Kometen die allgemeine Aufmerksamkeit auf die fernen Himmelskörper hingelenkt worden ist, ist auch viel die Rede von Meteorsteinen, die zuweilen aus anderen Welten auf unsere Erde herabsausen. Viele Menschen erwarten von der Nähe des Kometen mindestens ein Riesenfeuerwerk von Meteoriten, das einige Mainächte am Himmel zu sehen sein soll, weil wir dem Kopf des Kometen doch gar zu nahe kommen. Diese Erwartung wird zwar nicht in Erfüllung gehen, aber trotzdem beschäftigen sich die Gedanken vieler Menschen jetzt mit diesen kleinen Körpern, die ja durch jede Sternschnuppe uns wieder in Erinnerung gebracht werden. Wir wollen nun auf eine Tatsache aufmerksam machen, die nicht allgemein bekannt sein dürfte, nämlich das gelegentliche Vorkommen von Diamanten in den Meteoriten. Im Jahre 1887 wurde von den russischen Mineralogen ein Meteorstein, der aus nickelhaltigem Eisen bestand, in Säure aufgelöst, und unter der zurückbleibenden amorphen Kohle fand man auch einen farblosen Diamanten von fast 2 Millim. Durchmesser. Drei Jahre später wurde auf einem Berge in dem amerikanischen Staat Arizona eine große Menge von meteorischen Trümmermassen gefunden, unter denen die schwersten Meteoriten ungefähr 100 Kg. wogen. Als nun eines der aufgefundenen Eisenmeteoriten mit Schmirgel angeschliffen werden sollte, gelang das nicht, die Schmirgelscheiben wurden vielmehr in ganz kurzer Zeit abgenutzt. Eine genaue Untersuchung ergab als Grund dieser auffallenden Erscheinung, daß sich in der Eisenmasse eine Anzahl schwarzer, sehr harter Körperchen fand, die bei der chemischen und physikalischen Analyse sicher als Diamanten festgestellt wurden! Damit wurde der Fund der russischen Mineralogen bestätigt, daß Meteorsteine zuweilen Diamanten führen können, sie haben also einen ähnlichen Entwicklungsprozeß durchgemacht wie manche Gesteine unserer Erde.

Die Flucht des Dalai-Lama

über die indische Grenze ist ein ganz einzig dastehendes Ereignis in der Geschichte des tibetanischen Buddhismus; denn niemals vorher hat dieser höchste Priester seines Landes, der die einzige wirkliche Menschwerdung Buddhas darstellt, die hohen Berge überschritten, die ihn von Indien, der Heimat Buddhas, trennten. Sein geistiger Bruder, der große Lama von Taschilumpo, hat zwar im Jahre 1906 die heiligen Glaubensstätten in Indien besucht, aber der Dalai-Lama selbst betritt nun zum ersten Mal den ehrwürdigen Boden, auf dem sein Herr, dessen sichtbare Wiedergeburt in Fleisch und Blut er ist, Mitleid duldete und Erleuchtung wie Erlösung fand. Und nicht als fromm gestimmter Besucher, im feierlichen Prunk seiner Würde erscheint seine Heiligkeit in Indiens Gefilden, sondern als Flüchtling und Hilfeflehender, von chinesischen Truppen verfolgt. Kaum einen Monat war es her, seit er nach langjähriger Abwesenheit von Peking nach Lhassa und in den riesenhaften, rot und weiß leuchtenden Palast zurückkehrte unter die Hut der goldenen Dächer, die über seine heilige Stadt hinschimmern. Lange hatte sein Volk den Oberpriester nicht gesehen. Wir wissen nicht, wie ihn die Tibetaner empfingen, die er fünf Jahre vorher verlassen hatte. Wie ein guter Kenner der tibetanischen Verhältnisse, Perceval Landon, in einem englischen Blatte ausführt, wird er wohl vergebens versucht haben, seine Unabhängigkeit von der chinesischen Regierung zu bewahren. Aber dieser schwierigen Aufgabe war er nicht gewachsen und so floh er aus seinem heiligen Palast, von 400 treuen Wächtern begleitet und heftig verfolgt von den wütenden Chinesen. Der Dalai-Lama mag bei seiner Flucht ebenso sehr die drohende Gefahr der Ermordung durch seine Minister gefürchtet haben wie die Unterdrückung durch die Chinesen. Ist doch die Beiseiteschaffung des Dalai-Lama eine durch die Zeit gerechtfertigte Ueberlieferung in Tibet. Die meisten Kinder, in denen man die Menschwerdung Buddhas sah, sind überhaupt garnicht zur Herrschaft gelangt, sondern wurden vorher vergiftet, damit die Regenten oder Minister ihnen nicht Platz machen müßten. Tubdan Gyatso, der heute etwa 38 Jahre alt ist, wurde als Kind mit zwei anderen Knaben zusammen im heiligen Tempel von Lhassa erzogen; alle drei galten als die menschgewordenen Gefäße Buddhas; aber dann drang doch die Meinung durch, daß die beiden anderen Kinder Fleischwerdungen des Teufels seien, und der jetzige Dalai-Lama wurde nicht durch das Los auf den Thron erhoben, wie es sonst üblich ist, sondern kraft seines Rechts als einzige Verkörperung Buddhas. Da der Dalai-Lama sich vor den Angriffen und Plünderungen der chinesischen Truppen retten konnte, so ist anzunehmen, daß er auch die allerwichtigsten Schätze seiner Residenz mit sich genommen oder in Sicherheit verborgen hat. Trotzdem ist noch genug des Heiligen, Kostbaren und Wundersamen übrig geblieben, was die Gotteshäuser von Lhassa, was vor allem die Kathedrale umschließt. Da befindet sich in der verborgensten, von geheimnisvollem Dunkel erfüllten Kammer das berühmte goldene Bild Buddhas, eine der herrlichsten Idole der ganzen Welt. Die Statue besteht aus dicken Goldplatten, der Kopf soll ganz aus massivem Gold sein; ihn um-

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW